

(Nachdruck verboten.)

## 21) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

„Du hast woll 'ne dänische Frau,“ sagte Lasse bewundernd. „Und 'ne Kuh hast Du auch!“

„Ja, Ihr seid hier nich bei armen Leuten,“ erwiderte Kalle und brüstierte sich. „Die Nase gehört auch mit zum Viehstand — und Matten, so viele, wie sie fressen mag.“

Jetzt kam die Frau atemlos herein und sah erstaunt die Fremden an.

„Ja, die Hebamme is wieder weg,“ sagte Kalle. „Sie hatt keine Zeit, wir mußtens es auf ein andermal verschieben. Aber das da sind vornehme Gäste, Du mußt Dir die Nase mit den Fingern ausschrauben, ehe Du die Hand gibst.“

„Ach, Du Possenreißer, ich bin doch auch kein Kind mehr. Das is Lasse, das kann ich mir denken, und Pelle!“ sie gab die Hand. Sie war klein, so wie der Mann, lächelte beständig und hatte krumme Arme und Beine, so wie er. Die schwere Arbeit und der gemüthliche Sinn gaben ihnen beiden ein rundliches Aussehen.

„Na, hier is ja ein Segen Gottes an Kindern!“ sagte Lasse, indem er sich umsah. Da lagen drei in der Bettbank unterm Fenster, zwei kleinere an dem einen Ende und ein langer zwölfjähriger Junge an dem anderen; seine schwarzen Füße guckten zwischen den Köpfen der kleinen Mädchen hervor. Außerdem waren Lagerstätten auf Stühlen, in einem alten Badtrog und auf dem bloßen Fußboden aufgemacht.

„Om, ja, ein paar Bören haben wir zusammengeschrabt,“ sagte Kalle und lief vergebens herum, um den Gästen eine Sitzgelegenheit zu verschaffen — alles war von den schlafenden Kindern in Anspruch genommen. „Ihr müht einen Klecks hin- und her, und Euch da reinsetzen,“ sagte er lachend.

Aber jetzt kam die Frau mit einer Waschtischplatte und einem leeren Bierfaß herein.

„Bitte schön, setzt Euch!“ sagte sie und brachte die Sitze um den Tisch herum an. „Und dann müht Ihr es sehr entschuldigen, aber die Kinder müssen ja auch irgendwo abbleiben.“

Kalle schob sich dazwischen und hocte auf dem Rande der Bettbank. „Ja, ein paar haben wir ja zusammengeschrabt,“ wiederholte er, „man muß an seine alten Tage denken, solange die Kräfte noch ausreichen. Das Duzend haben wir voll, und der Anfang zum zweiten is gelegt. Das war nu eigentlich nich die Absicht, aber Mutter hat uns angeführt.“ Er kraulte sich im Nacken und sah ungeheuer verzweifelt aus.

Die Frau stand mitten in der Stube, die Hände ruhten auf dem Magen; die Röcke waren vorne beträchtlich kurz. „Wenn es bloß diesmal nich auch wieder Zwillinge werden,“ sagte sie lachend.

„Das würd ja allerdings eine große Ersparnis sein, wenn wir die Madame doch holen lassen müssen,“ meinte Kalle. „Die Leute sagen ja von Mutter, daß sie die Kinder immer zählen muß, wenn sie sie zu Bett gebracht hat, damit sie weiß, ob sie auch all' da sind. Aber das sind ausgestunkene Lügen, denn sie kann gar nich weiter zählen als bis zehn.“

Im Ofen fing eins der Kleinen an zu weinen. Die Mutter zog es heraus und setzte sich auf den Rand der Bettbank, um ihm die Brust zu geben. Sie sah mit der entblößten Brust ihnen zugekehrt und kitzelte das Kleine mit der Brustwarze an der Nase, um es zum Lachen zu bringen. Kalle sah sie verliebt an. „Marie hat immer so 'ne feine Haut gehabt, wie 'ne Pasterstochter,“ sagte er und sah die anderen stolz an.

„Das is die Kleinste!“ sagte die Mutter und hielt sie Lasse hin. Er piekte mit einem krummen Finger nach ihren Hals.

„So ein Dickack!“ sagte er mit verschleierter Stimme — er hatte Kinder gern. „Und wie heißt sie denn?“

„Sie heißt Dupine, Schlußine — denn damals meinten wir ja, daß es ein Ende haben sollte. Und sie ist außerdem die Zwölfte.“

„Dupine, Schlußine! Das ist doch ein verdammte feiner Name!“ rief Lasse aus. „Das klingt wahrhaftig, als könnt es 'ne Prinzessin sein.“

„Ja, und die, die davor kommt, heißt Elfriede — von elf hergeleitet, verstehst Du — die liegt da im Badtrog,“ sagte Kalle. Und der davor heißt Benjus, und denn kommt Neunauge und dann Achmes. Die, die dann kommen, heißen nich nach den Zahlen, denn dazumal dachte ja kein Mensch daran, daß es so viele werden würden. Aber da is Mutter schuld an, so wie sie bloß 'n Flicken auf meine Arbeitshose setzen soll, gleich is das Malheur da.“

„Du sollst Dich wirklich schämen, daß Du Dich auf die Weise drum rum drücken willst,“ sagte die Frau und drohte ihm. „Aber was die Namen anbetrifft,“ wandte sie sich an Lasse, „so können sich die andern auch wirklich nich beklagen. Albert, Anna, Alfred, Albinus, Anton, Alma und Aloilda — wart mal, — ja, das sind sie all' — sie können nie sagen, daß sie übervorteilt sind. Vater hat das damals mit die 'A' raus, es sollt sich all auf A reimen. Er hat es immer so leicht mit das Dichten gehabt.“ Sie sah ihn bewundernd an.

Kalle zwinkerte mit den Augen vor Verschämtheit. „Ne, aber das is ja der erste Buchstab' soviel ich weiß — und schön klingt es ja,“ sagte er bescheiden.

„Ja, er is ja so klug, so was rauszufinden — er hätt eigentlich studieren sollen. Mein Kopf hätt nu nie zu so was getaugt. Er wollt eigentlich, daß die Namen alle mit 'n A anfangen und enden sollten, aber bei die Zungs wollt' das ja nicht gehen; da müht er sich denn doch geben. Aber er hat ja auch weiter keine Büchergelehrsamkeit.“

„Ne, weißt Du was, Mutter, gegeben hab ich mich gar nich. Für den ersten Jung hatt' ich auch 'n Namen gemacht, der vorn und hinten ein A hatt'. Aber da machten der Pastor und der Küstler Schwierigkeiten und ich müht es fahren lassen. Sie hatten ja auch bei Neunauge was einzuwenden, aber da schlug ich auf den Tisch — denn Kalle kann auch wütend werden, wenn er zu doll gereizt wird. — Ich hab' nu immer 'ne Vorliebe dafür gehabt, daß in allens Sinn und Zusammenhang is; und es is gar nich so übel, wenn da auch für die, die tiefer suchen, was aussindig zu machen is. — Is Dir woll bei dem ersten Namen was Besonderes aufgefallen, Bruder Lasse?“

„Ne,“ antwortete Lasse unsicher, „nich, daß ich wüßt. Aber ich hab auch keinen Kopf für so was.“

„Ja, sieh mal, Anna, das bleibt sich genau dasselbe, ob man es von hinten oder von vorne liest — ganz akkurat dasselbe. Das sollst Du gleich mal sehen.“ Er nahm eine Kinderstafel, die an der Wand hing mit einem Stummel Griffel daran und fing mühsam an, den Namen zu schreiben. „Rud mol her, Bruder!“

„Ja, ich kann ja nich lesen,“ sagte Lasse und schüttelte verzagt den Kopf. „Also das bleibt sich ganz gleich von vorne und von hinten? — Das is doch des Teufels, — ne, wie sonderbar das is!“ Er konnte sich gar nicht von seiner Bewunderung erholen.

„Aber nu kommt noch was Merkwürdigeres!“ sagte Kalle und sah den Bruder über die Tafel an. „Sieh, dies is doch 'ne Acht und wenn ich die nu auf den Kopf stell', so bleibt es doch dasselbe. Sieh bloß mal, Du!“ Er schrieb eine Acht.

Lasse drehte die Tafel hin und her und starrte:

„Ja, bei Gott in' Himmel, das bleibt sich ganz egal, fuch bloß mal, Pelle! Das is so wie die Nase, die immer auf ihre vier Beine zu stehen kommt, wie man sie auch runterschmeißt. Herr, Du meines Lebens, muß das sein sein, buchstabieren zu können! Wo hast Du das bloß gelernt, Bruder?“

„Ach,“ sagte Kalle überlegen — „ich hab ja dabei gefessen und ein bißchen zugefuckt, wenn Mutter die Kleinen das A-B-C gelernt hat. Wenn man bloß seinen Grips in Ordnung hat.“

„Nu soll Pelle ja bald in die Schule,“ sagte Lasse sinnend, „dann könnt' ich am End' auch noch — — — denn es wär' ja gar zu schön. Aber ich hab' woll keinen Kopf dazu? Ne, ich hab' woll keinen Kopf dazu.“ Das klang ganz verzagt.

Kalle schien ihm nicht widerprechen zu wollen. Aber Pelle nahm sich vor, daß er dem Vater einmal Lesen und Schreiben beibringen wollte — und zwar viel besser, als Oheim Kalle es konnte.

„Aber wir vergessen ja ganz, daß wir einen Weihnachts-trunk mitgebracht haben!“ sagte Lasse und knüpfte das Tuch auf.

„Ne, so'n Prachtler!“ rief Kalle aus und ging entzückt um den Tisch herum, wo die Flasche stand. „Das is wirklich das Beste, was Du uns mitbringen konnt'st, Bruder — das paßt sich schon für das Kindelbier. „Dikör von schwarzen Johannisbeeren.“ — und mit Vergoldung rund herum — das macht sich fein!“ Er hielt die Etikette gegen das Licht und sah mit strahlenden Augen um sich. Dann öffnete er zögernd den Wandschrank.

„Der Besuch muß doch mal dabon probieren!“ sagte die Frau.

„Ja, da zerbrech' ich mir ja gerade den Kopf über,“ sagte Kalle und lachte verzweifelt, — „natürlich mühtest Ihr das. Aber wird sie erst mal angehenkt, dann schleicht es sich so päh um päh weg. Das kennt man!“ Er langte langsam nach dem Korkzieher an der Wand.

Aber Lasse streckte abwehrend die beiden Hände aus; er wollt' um keinen Preis probieren. Das war nichts für so'n armen Schlucker, wie er, seinen Dikör zu trinken und noch dazu an einem gewöhnlichen Aktag! Ne, das ging nich an!

„Ja, und zur Kindtaufe kommt Ihr ja so wie so!“ sagte Kalle erleichtert und stellte die Flasche in den Schrank. „Aber 'n Kaffeepunsch woll'n wir uns doch machen, denn hier is noch 'n Schluck Brantwein von heilig Abend und Mutter kocht uns 'ne gute Tasse Kaffee.“

„Ich hab' schon Kaffee aufgesetzt!“ antwortete die Frau verschämt.

„Ne, hat nu woll einer je so 'ne Frau gesehen? Nie kann man sich was wünschen, immer is es schon da!“

Pelle vermischte seine beiden Kameraden von der Weide, Alfred und Albinus, sie waren auf ihren Sommerstellen, um Anteil an dem guten Festessen zu haben, und kamen nicht vor St. Knud nach Hause. „Aber der da is auch nich zu verachten!“ sagte Kalle und zeigte auf den langen Burschen in der Bettbank. „Woll'n wir uns den mal ansehen?“ Er zog einen Strohhalm heraus und kitzelte den Jungen damit in der Nase: „Na, mein lieber Anton, nu mach' man, daß Du raus konntst und spann Dich vor die Schubkarre, wir woll'n ausfahren!“

Der Junge fuhr in die Höhe und fing an, seine Augen zu bearbeiten — zum großen Pläster für Kalle. Endlich entdeckte er, daß da Besuch war und zog die Kleider an, die ihm als Kopfstissen gedient hatten. Pelle und er wurden gleich gute Freunde und fingen an zu spielen, und da kam Kalle auf den Einfall, daß die anderen Kinder auch Teil an dem Fest haben sollten; er und die beiden Jungen gingen herum und kitzelten sie alle zusammen wach. Die Frau erhob Einspruch, aber es war nicht weit her damit; sie lachte fortwährend und war ihnen selbst beim Ankleiden behilflich, während sie wiederholte: „Ne, so 'n Unsinn! So was hab ich doch mein Lebtag nich gekannt! — Aber dann soll die hier auch nich zurückstehn!“ sagte sie plötzlich und zog die Kleinste aus dem Alkoven heraus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Tod und das Mädchen.

Von Otto Ernst.

Im vierten Stockwerk wohnte der Eisenbahndiätar Joseph Simmel. Alle Frauen im Hause waren einstimmig in seinem Lobe. Er war ein langer, hagerer, sanftmütiger Mann. Seine langen, mattblonden Haare legten sich weich in den Nacken, und durch die Gläser seiner goldenen Brille blickten zwei blöde, freundliche Augen still-bescheiden in die Welt. Seine Züge waren faltig und ausdruckslos wie die einer alten schwachherzigen Frau, und mit seiner einformigen heiseren Distanzstimme wußte er über die kleinsten Dinge des eigenen und des nachbarlichen Haushalts stundenlang zu plaudern. Und so solide! Immer zu Hause, immer bei seiner Familie! Und mit seinen 34 Jahren war er doch noch ein junger Mann, der seine Freistunden sehr wohl außer dem Hause genießen konnte. „Ja, wenn alle Frauen solche Männer hätten!“ seufzten die Nachbarinnen. Seine einzige Leidenschaft war seine Geige, die jeden Abend mit sanften, klagenben Tönen oder mit lieblich jauchenden Kadenzgen durch das offene Fenster herabstonte. Nur mit den Büchern mußte die Geige zuweilen seine Zuneigung teilen. Er arbeitete fleißig an seiner Fortbildung, lernte Französisch aus einer fünfzig Jahre alten Grammatik und las mit besonderem Interesse medizinische Bücher, nach denen er seine Familie in Krankheitsfällen behandelte. Mit drei guten Freunden war Herr Simmel zu einem Streichquartett zusammengetreten, das sich an gewissen Sonntagen versammelte und alsdann von vier bis zehn Uhr nachmittags ununterbrochen

musizierte. Dabei trug dann allerdings Frau Simmel ein Gläschen Bier oder Punsch auf. Sie war eine schüchterne, häßliche und aus Zerstreutheit etwas unordentliche Frau; aber ihren Gatten, der sie geheiratet hatte, als er zwanzig und sie achtzehn war, hörte man nie anders als in sanftem, bittendem oder dank erfülltem Tone zu ihr sprechen.

„Willst du mir die Liebe tun, Schätzchen? — Es ist gut, mein Engel!“ In der Tat, ein glücklicheres Paar und eine traulichere Existenz waren kaum zu denken.

Das war die eine Seite des Herrn Simmel. Aber er hatte noch eine andere. Wenn er am Mittag oder am Abend nach Hause kam, zitterten sein Weib und seine vier Kinder. Das fünfte Kind wurde erwartet. Bei seiner frühen Verheiratung besaß er einige hundert Taler, die aber bei den ersten Kindern draufgingen. Seitdem mußte man sich kärglich behelfen. Simmel hatte ein ganz hübsches Talent für die Geige und war von einer rasenden Leidenschaft für die Musik ergriffen worden, als zu mehreren Malen einige gute Freunde sein Spiel gelobt hatten. Seit dieser Zeit war er der festen Ueberzeugung, daß er zu Höherem als zum Eisenbahnschreiber geboren sei und seinen eigentlichen Beruf, den eines ruhmbezügten Violinvirtuosen, jämmerlich verfehlt habe. Er schwankte beständig zwischen der Hoffnung, vielleicht doch noch mit vierzig Jahren zu erreichen, was ihm bisher so schmächtig verjagt geblieben war, und dem peinigen Gedanken, daß er niemals Zeit und Geld genug besitzen werde, seine Pläne zu verwirklichen. Er nahm teure Privatstunden, aber nur eine die Woche; mehr gestatteten ihm seine Mittel nicht, und er nährte schon darüber einen verbissenen Ingrimm. Aber vielleicht konnte man in der einen Stunde genug lernen; er bedurfte ja nur der notwendigen Fingerzeige; wenn nur Zeit gewesen wäre! Die wenigen Abendstunden waren so erbärmlich kurz. Was man heute abend in den Fingern hatte, das war morgen wieder heraus, und die Fortschritte waren zum Bergweifel langsam! Er stampfte mit dem Fuß, warf die Notenblätter in die Zimmerede und sank mit still wütender Resignation auf den Stuhl. Wehe seiner Frau, wehe seinen Kindern, wenn sie ihm jeht zu nahe kamen. Er schrie sie an und mißhandelte sie. Die „Bälge frähen ihn auf“, „dies dumme, schlotterige Weib“ habe ihn „zum armen Manne gemacht“. Daß er auch je so horniert gewesen war, auf eine Heirat hineinzufallen! Seine Noheit zwischen vier Wänden war noch größer als seine Liebesswürdigkeit auf dem Treppenschlur. „Wir müssen uns einfacher behelfen, oder ihr bringt mich zur Verzweiflung und ich lauf euch eines Tages dabon.“ Das „Wir“ war Heuchelei; denn er verlangte für seinen Gaumen das Beste und Teuerste, was zu erschwingen war. Auch bei Tische wollte er wissen, daß er der Herr vom Hause sei, und er war nicht im entferntesten geneigt, seinem Appetit jemals zugunsten der Seinen einen Zügel anzulegen. Die Frau ertrug alles; ihre Kopfschwäche, eine Folge der letzten Geburt, machte sie noch willfähriger und ergebener, als sie es ohnehin war. Nur zuweilen, wenn sie in der Küche bei ihrer Arbeit saß, beschlich sie plötzlich ein übermächtiges Gefühl von dem Jammer ihres Daseins, und sie schüttelte mit strömenden Tränen ihr Herz gegen ihre älteste Tochter aus.

Diese Tochter — Klara hatten sie die Eltern genannt — war ein Kind von 13 Jahren. Sie war ein kleines und schwächtiges Geschöpf mit einem blassen, unbedeutenden Gesichtchen, das plötzlich einen überraschenden Reiz erhielt, wenn die langen Wimpern sich hoben und ein Paar kindlich-tiefe, braune Augen darunter hervorblitzten. Trotz ihres zarten Körpers nahm sie ihrer Mutter oft die schwersten Arbeiten ab und entledigte sich ihrer mit einem Geschick, das ihr weniger von Natur eignete, als sie es sich durch einen unerschrockenen, rührenden Fleiß erwarb. Sie war nicht altklug; doch überraschte oft, was sie sagte, durch die feltame Klarheit einer ahnungsreichen und feinfühligten Kindesseele. Es war mehr schmerzliche Erkenntnis der Welt und ihrer Leiden, als sorglose Träumerei, was aus diesen Augen sprach, und doch war diese keineswegs verweht; mit leichten, anmutigen Blüten schmückte sie oft in Augenblicken des Glückes die Gestalt des heranreifenden Kindes. Sie gesellte sich gern im Spiel zu ihren Geschwistern, selbst spielend und mit ganzer Hingabe an die lächelnde Freude des Augenblicks; aber willig und mit rührender Entfagung fügte sie sich in die Wünsche und Launen der Kleineren, sich alsdann plötzlich wie deren zweite Mutter fühlend. Namentlich für das einzige Brüderchen empfand sie eine leidenschaftliche Zärtlichkeit; als sein hübsches Gesicht durch die Plattern artg entstellte wurde, litt sie unter unsäglicher Trauer, und der Anblick des Kleinen entlodte ihr jedesmal bittere Tränen. Zwischen ihr und der Mutter hatte sich seit langem jenes innige, weitgehende Verständnis herausgebildet, das in der Regel die Mutter mit ihren helfenden, der Vernunft zureifenden Kindern verbindet, wenn der Gatte und Vater sein Herz von den Seinen abwendet. Diese umfassende Vertraulichkeit, die dem natürlichen Verhältnis zwischen Eltern und Kindern zuwiderlief, indem sie die Würde der Mutter herabsetzte und das Kind über seine eigentliche Sphäre erhob, enthielt dennoch für beide eine große Vinderung des gemeinsamen Unglücks. Sie weinten sich gegeneinander aus, und wenn der scheinheiligherbrutale Gewaltthaber des Hauses sie durch längere Abwesenheit erfreute, atmeten sie erleichtert auf und fühlten sich auf ihre Weise glücklich. Als nun erzählte die Mutter ihr Klara zum Loga für ihre unermüdlige Hilfe die Kindheitserlebnisse der

**Wohlmutter aus der Franzosenzeit, über sie lehrte sie eigen-**  
**tümlich sentimentale, selten gehörte Volkslieder, die sie ebenfalls**  
 von ihrer eigenen Mutter überkommen hatte. Besonders diese  
 Lieder eignete sich Klara mit großer Begierde an, und sie sang  
 sie mit ihrer schönen, einschmeichelnden Stimme, die nichts mehr  
 von dem spizen Klange der Kinderstimme hatte, sondern bereits  
 die wohlthuende Rundung und Fülle des Tones zeigte, die schon  
 frühzeitig in reiferen Mädchen das werdende Weib verraten. Das  
 erwachende Bewußtseins ihres Geschlechts und eine damit ver-  
 bundene schamhafte, fast schon jungfräuliche Würde empörten sich in  
 ihr gegen jede körperliche Strafe, die ihr der Vater nicht selten ohne  
 gerechte Ursache angedeihen ließ, und doch ertrug sie auch dies aus  
 grenzenloser Liebe zu ihrer Mutter, weil sie hoffte, diese durch Ab-  
 lenkung des väterlichen Jornes vor Unheil bewahren zu können.  
 Für die Jornausbüchse des Vaters hatte sie eine Art sicheren Vor-  
 gefühls, und mit großer Klugheit wußte sie oft dem Schlimmsten  
 vorzubeugen. Wenn aber dennoch ein Zwist unter den Eltern  
 entstand, dann zog sie sich mit zitterndem Entsetzen in sich selbst  
 zurück; denn ein Streit zwischen Vater und Mutter war ihr etwas  
 Unheimlich-Schreckenvolles, ein Untergang alles Glückes, ein alles  
 bedeckender Schatten, der bleiern über ihrem Haupte dahinzog. Und  
 mit innigstem Frohlocken begrüßte sie die erlösende Stunde, wenn  
 sich die Wolken zerteilten und der erste schwache Schimmer eines  
 friedlicheren und erträglicheren Daseins zurückkehrte. —

Als Herr Simmel eines Mittags vom Bureau nach Hause kam,  
 teilte ihm seine Frau mit, daß Klara über ihren Hals klagte. Er  
 rief das Mädchen zu sich und guckte ihr in den geöffneten Mund.  
 „Einbildung!“ lautete die mit der Miene eines gewiegten Sach-  
 kenners abgegebene Diagnose. „Dem Hals fehlt nichts. Wiedere Dir  
 meinetwegen ein Tuch darum.“

„Du könntest mich endlich einmal verschonen mit Deiner  
 ewigen Erbsenbuppe,“ wandte er sich dann zu seiner Frau. „Ich  
 bin doch kein Stallknecht!“

„Aber Joseph, was soll ich? Das Essen ist billig, und mein Geld  
 ist bald wieder zu Ende.“

„Was? Mit den fünf Talern vom Sonntag bist Du schon wieder  
 fertig? Das ist ja heiter! Sieh zu, wo Du was kriegst; ich habe  
 nichts mehr.“

„Ich dachte, wir könnten vielleicht von den zehn Mark noch was  
 nehmen, die Du für den neuen Geigenbogen zurückgelegt hast,“  
 wagte die Frau einzuwenden.

„Das siehst Du ähnlich! Natürlich, ich kann ja immer warten!  
 Nichts da; den Bogen muß ich haben; es ist eine Schande, wie  
 ich mich bisher mit dem alten habe quälen müssen, der so schwer ist  
 wie ein Totschläger und krumm wie ein Fakreisen dazu. Daran  
 liegt es auch, daß man nicht aus der Stelle kommt. Das Instrument  
 taugt ja auch nichts; die reine Zigarrenkiste! Gerade jetzt habe ich  
 Gelegenheit, eine ausgezeichnete Geige für zweihundert Mark zu  
 kaufen. Ich muß alles aufbieten, daß mir der Gang nicht entgeht.  
 Hoffentlich komm ich wohl mal in die Lage, Euerer Wünsche vollauf  
 befriedigen und mir Eure Mahnungen vom Halse schaffen zu  
 können — wenn ihr mich überhaupt zu was kommen laßt.“

Als Herr Simmel am Abend wieder nach Hause kam, stand es  
 schlimmer um Klara. Sie glühte am ganzen Körper in trodener  
 Hitze und klagte über Kopfschmerzen. „Sie wird sich etwas erkältet  
 haben,“ meinte Simmel gegen seine Frau. „Schick sie zu Bett und  
 gib ihr ein bißchen heiße Milch zu trinken; sie muß schwitzen.“

Die Mutter tat, wie ihr geheßen war. Als sie aus dem Schlaf-  
 zimmer zurückkam und die Tür leise hinter sich geschlossen hatte,  
 sprach sie schüchtern: „Meinst Du nicht, Joseph, daß wir lieber zum  
 Arzt schicken sollten?“

„Wie?“ fragte Simmel mit brutal überraschtem Tone. „Zum  
 Arzt? Du bist wohl verrückt! Glaubst Du, daß ich mein Geld auf  
 der Straße finde? Allerdings, wir sind gerade die Leute, die um  
 jede Kleinigkeit dem Arzt die Taschen füllen können! Nach Dich  
 nicht lächerlich!“

(Schluß folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Geschlechtliche Bastardierung.)

Die Kreuzung zweier verschiedenen Rassen, Arten oder gar  
 Gattungen angehöriger Individuen bietet von mancherlei Gesichts-  
 punkten ein bedeutendes wissenschaftliches Interesse. Erstens darf  
 man von einer Bastardierung zahlreiche für das Vererbungs-  
 problem bedeutsame Aufschlüsse erwarten, da man natürlich um so  
 leichter den Anteil, den Ei und Samensaden für die Uebertragung der  
 elterlichen Eigenschaften besitzen, feststellen kann, je mehr sich die  
 beiden Eltern in ihrem Aussehen unterscheiden. Ferner erlaubt die  
 Kreuzung auch ziemlich sichere Schlüsse über das Verwandtschafts-  
 verhältnis der gekreuzten Individuen zu ziehen. Denn im allge-  
 meinern kann man es als Regel aufstellen, daß eine Kreuzung um so  
 leichter durchzuführen ist, je näher die Tiere einander im System  
 stehen. Endlich ist auch wiederholt, namentlich in früheren Zeiten,  
 der Gedanke aufgetaucht, daß die Entdeckung neuer Arten auf  
 Kreuzung zweier verschiedener Arten zurückzuführen ist. Heute  
 weiß man, dank zahlreicher Versuche, daß die Bastardierung, wenn überhaupt,  
 bei der Artentstehung

eine ganz verschwindende Rolle spielt. Denn unter natürlichen  
 Verhältnissen sind zahlreiche Verfehrungen getroffen, die eine  
 Bastardierung verhindern. Der erste und wichtigste Hinderungs-  
 grund ist die instinktive Abneigung der Artangehörigen gegen eine  
 Begattung durch Artfremde. In anderen Fällen verhindert allein  
 schon der Bau der Geschlechtszellen eine Befruchtung; denn selbst  
 bei sehr nahe verwandten Tieren weisen Eier sowohl wie männ-  
 liche Samensäden sehr erhebliche Unterschiede auf, die dem Samen-  
 faden das Eindringen in das Ei der fremden Art unmöglich machen.  
 Dafür nur ein Beispiel. Bei einigen Froscharten unterscheiden  
 sich die Samensäden dadurch, daß die der einen Art ein spitzes, die  
 der anderen ein stumpfes Vorderende besitzen. Verschiedene Versuche  
 haben denn auch gezeigt, daß die stumpfköpfigen Samensäden nicht  
 in die Eier der Frösche mit spizen Samensäden einzudringen ver-  
 mögen. Auch in anderen Fällen, in denen der anatomische Bau  
 scheinbar kein Hindernis für die Befruchtung bietet, vermögen die  
 fremden Spermatozoen doch keine Befruchtung auszuführen.  
 Das liegt z. B. bei verschiedenen Stachelhäutern vor. Nach Loebs  
 Untersuchungen vermag der Same von dem Seeesterne (*Asterias  
 Ochracea*) nicht die Eier des Seeiegels (*Strongylocentrotus Purpuratus*)  
 zur Entwicklung anzuregen, wenigstens nicht so lange sich die Tiere  
 unter natürlichen Verhältnissen befinden. Der Experimentator  
 kann aber dieses Hindernis beseitigen, indem er die Salze des Meer-  
 wassers in bestimmter Weise verändert. Jetzt bringen die Seeestern-  
 Samensäden in die Seeigeleier ein und befruchten sie in normaler  
 Weise. Was aber am merkwürdigsten anmutet, ist, daß in diesem  
 veränderten Seewasser die Samensäden des Seeiersternes die Eier  
 der eigenen Art nicht mehr zu befruchten vermögen. Den Grund  
 dieses merkwürdigen Verhaltens kennen wir nicht, wir müssen uns  
 vorläufig mit der Feststellung der Tatsache begnügen. Bei zahl-  
 reichen anderen Tieren verhindert der verschiedenartige anatomische  
 Bau der äußeren Geschlechtsorgane wenigstens in der freien Natur  
 eine Begattung und damit eine Kreuzung. Der Experimentator  
 kann allerdings auch in diesem Falle wieder das Hindernis um-  
 gehen, indem er gewissermaßen eine künstliche Begattung ausführt  
 und mit Hilfe einer Spritze oder Pipette die Samenflüssigkeit in  
 die weiblichen Geschlechtsorgane einspritzt. Eine letzte Schwierigkeit  
 für eine erfolgreiche Bastardierung legt endlich darin, daß die  
 Eiweißarten einander fernstehender Tierformen auf sich gegenseitig  
 eine spezifisch giftige Wirkung ausüben, so daß hier jede Hoffnung  
 auf eine Kreuzung von vornherein ausgegeben werden muß. Diese  
 verschiedenen Umstände machen es erklärlich, daß wir in der Natur  
 verhältnismäßig selten Bastardformen finden. Unter den wirbel-  
 losen Tieren sind Bastarde mit Sicherheit bisher nur bei einigen  
 Schneckenarten, ferner bei Schmetterlingen und verschiedenen an-  
 deren Insekten bekannt geworden. In größerer Verbreitung  
 kommen natürliche Kreuzungen bei den Wirbeltieren vor. So kennt  
 man beispielsweise nicht weniger als 26 verschiedene Weisfisch-  
 bastarde. Verhältnismäßig häufig kommen Kreuzungen bei Vögeln  
 vor. Ich erinnere an das sogenannte Nadelhuhn, das aus einer  
 Kreuzung von Auer- und Wirtshuhn hervorgegangen ist und ferner  
 an verschiedene Drossel- und Krähenbastarde. Am leichtesten läßt  
 sich die natürliche Abneigung, sich mit Angehörigen einer fremden  
 Art zu begatten, bei den Säugetieren und namentlich bei Naut-  
 tieren, Einhufern und Affen überwinden. In den zoologischen  
 Gärten kommt es häufig ohne Zutun des Tiergärtners zu einer  
 Kreuzung zwischen den in gleichen Gehegen gehaltenen Tieren.  
 In dem Hagenbedschen Tierpark kann man beispielsweise einen  
 wundervollen Löwen-Tigerbastard sehen. Ja, in manchen Fällen  
 kommt es zwischen den fremden Artgenossen sogar zu einer regel-  
 rechten Ehe und die Tiere verhalten sich gegen die eigenen Art-  
 genossen durchaus ablehnend. Einen hübschen Beleg dafür bot ein  
 Zebrahengst, den der bekannte russische Tierfreund Falz-Fein  
 in seinem sibirischen „Tierparadies“ mit einer Pferdestute zu-  
 sammengebracht hatte. Nachdem erst einmal die natürliche Ab-  
 neigung überwunden war, trennte sich der Hengst von seiner  
 Pferdestute selbst dann nicht, als ihm Zebrafutten zugeführt wurden.

Die zahlreichen Hindernisse, die einer natürlichen Bastardierung  
 entgegenstehen, gelten nur zum Teil für eine künstliche Kreuzung.  
 Seit man sich in den letzten Jahrzehnten eingehender mit der  
 Untersuchung dieser Frage beschäftigt, ist es denn auch gelungen,  
 eine sehr große Anzahl der verschiedensten Bastardformen, nicht  
 nur zwischen fremden Arten, sondern sogar zwischen erheblich  
 weiterauseinander stehenden Tierformen zu erzwingen. Inner-  
 halb der Klasse der Stachelhäuter gibt es kaum noch Arten, die man  
 nicht miteinander kreuzen konnte. Wir haben vorhin schon der  
 Bastarde von Seeigel und Seeestern, zu deren Erzielung allerdings  
 ein kleiner Kunstgriff nötig war, Erwähnung getan. In ganz  
 ähnlicher Weise ist es gelungen, Bastarde von Seeiegeln und Haar-  
 sternern und von Seeiegeln und Seewalzen zu erzeugen. Vor kurzem  
 ist es Loeb sogar gelungen, Seeigeleier durch den Samen einer  
 Schnecke, also eines Tieres, das zu einer ganz fernstehenden Klasse  
 gehört, zur Entwicklung zu bringen, und zahlreiche Pluteuslarven  
 aufzuziehen. Dabei zeigte es sich, daß die Larven den reinen Typus  
 der Mutter aufwiesen und von normal befruchteten Seeigellarven  
 gleicher Entwicklungsstufe nicht zu unterscheiden waren. Der  
 väterliche Same hat hier also für die Vererbung gar nichts bei-  
 getragen, sondern lediglich entwicklungsregend gewirkt. Es liegt  
 daher der Gedanke nahe, daß wir es hier nicht im eigentlichen  
 Sinne mit einer Befruchtung, sondern mit einem Fall künstlicher  
 Parthenogenese (Jungferzeugung) zu tun haben. Wir wissen  
 ja schon seit langem, daß Eier der verschiedensten Tiere, die unter

natürlichen Verhältnissen zu ihrer Entwicklung einer Befruchtung bedürfen, durch bestimmte chemische Substanzen, Salze, verschiedene Gifte, z. B. Strichnin, oder aber auch Extrakt aus Samenfäden, zur Entwicklung gebracht werden können. Die Rolle, die die Samenfäden spielen, ist überhaupt eine zweifache: erstens lösen sie die Teilung und Entwicklung des Eies durch ihr Eindringen aus, und zweitens übertragen sie die erblichen Eigenschaften des Vaters. In dem oben genannten Falle scheint aber der Schneiden-same nur den ersten Erfolg erzielt zu haben. Sehr interessante Ergebnisse zeitigten Standfuß' Bastardierungsversuche bei Schmetterlingen. Es zeigte sich nämlich, daß die Kreuzungsprodukte im allgemeinen in ihrem Aussehen der Stammesgeschichtlich älteren Form folgten. Kreuzt man z. B. ein Weibchen des Pappelschwärmers (*Smerinthus Populi*) mit einem Männchen des Abendpfaunenauges (*Smerinthus Ocellata*), so sieht der Bastard der beiden Arten dem Stammesgeschichtlich älteren Pappelschwärmer weit ähnlicher als dem Abendpfaunenaugen.

In großem Maßstabe werden Bastardierungen seit langer Zeit bei Fischen ausgeführt. Eine der gewöhnlichsten Kreuzungen ist die zwischen Lachs und Bachforelle. Während im allgemeinen die Bastarde unfruchtbar sind, zeichnen sich diese durch eine Fruchtbarkeit aus, die sich während mehrerer Generationen ganz normal verhält. Endlich sei hier noch auf die bekanntesten Bastardformen, Maultiere und Maulesel, hingewiesen, von denen der erstere aus einer Kreuzung von Eselhengst und Pferdeweibchen hervorgeht, während das Maultier eine Kreuzung von Pferdeshengst und Eselweibchen darstellt. Wie wir bereits erwähnten, sind die meisten Bastarde nicht fortpflanzungsfähig. Die Ursache der Unfruchtbarkeit liegt an einer mehr oder weniger hochgradigen Verkümmern der Keimdrüsen und der Geschlechtsorgane. Wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, steht der Grad der Ausbildung der Keimzellen in gewisser Beziehung zu dem Verwandtschaftsverhältnis der gekreuzten Tiere. Während es z. B. bei Bastarden sehr nahe verwandter Arten noch zur Ausbildung normaler Geschlechtszellen kommt, nimmt diese Fähigkeit um so mehr ab, je ferner die Tiere einander stehen. In extremen Fällen können sogar die Keimdrüsen selbst bis auf geringe Reste verkümmert sein.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine weitverbreitete irtümliche Annahme zu sprechen kommen. Bei den Züchtern herrscht vielfach der Glaube, daß ein weibliches Masetier, das einmal von einem minderwertigen Männchen belegt wurde, nie wieder raffereine Junge wirft, daß sich also der Einfluß des minderwertigen Vaters auch in späteren Generationen geltend macht. So oft diese Behauptung jedoch wissenschaftlich untersucht wurde, hat sie sich als irtümlich herausgestellt.

G. Thesing.

## Kleines feuilleton.

### Astronomisches.

Professor J. B. Messerschmitt: Der Sternenhimmel. Universalbibliothek Nr. 5228—30. Mit 4 farbigen und 9 schwarzen Tafeln. Preis 0.80 M. Unter diesem Titel gibt der Verfasser, dessen Name einen guten Klang in der astronomischen Fachliteratur besitzt, eine gedrängte Darstellung der gesamten Astronomie mit Ausnahme der physikalischen Astronomie oder Astrophysik, die mit Hilfe der physikalisch-chemischen Methoden uns Aufschlüsse über den Bau der Himmelskörper gibt. Diesem neuesten Zweig der astronomischen Forschung gedenkt der Verfasser eines der nächsten Bändchen derselben Sammlung zu widmen. — Die vorliegende Arbeit gibt eine umfassende, wenngleich sehr knappe Darstellung der wichtigsten Resultate der Astronomie in ihren drei Hauptzweigen als sphärische, theoretische und praktische Astronomie. Von dem Bilde des gestirnten Himmels, wie es sich dem freien Auge darbietet, ausgehend, bespricht der Verfasser zunächst die geometrische Einteilung der Himmelskugel, mit deren Hilfe wir Ordnung und Gesetzmäßigkeit in die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper hineinbringen. Die Erklärung der scheinbaren Planetenbewegungen leuchtet auf das Gebiet der theoretischen Astronomie hinüber. Hier lernen wir an der Hand der Geleise von Kepler und Newton den Bau unseres Sonnensystems kennen, das in seinen Hauptzügen so grobhartig einfach, in seinen Einzelheiten so unendlich verwickelt ist. Dem schwierigen Thema über die sogenannten "Störungen" in unserem Weltsystem, das Verfasser mit großem Geschick behandelt, folgt nun die nähere Beschreibung aller zu diesem System gehörenden Himmelskörper. Mit der Aufdeckung der Eigenbewegung der Fixsterne, die von denselben Gesetzen beherrscht werden, die unter Sonnensystem zusammenhalten, schließt der theoretische Teil. Wie nun der Forscher zu all diesen Resultaten praktisch gelangt — mit Hilfe welcher Instrumente und Beobachtungsmethoden — das wird im letzten Kapitel besprochen. Was die Uhren, Winkelmeßwerkzeuge und Fernrohre leisten, das wird auf Grund der vorangegangenen theoretischen Untersuchungen erläutert.

Diese flüchtige Inhaltsübersicht zeigt, daß wir hier eine kleine Enzyklopädie der astronomischen Wissenschaft vor uns haben, die nicht bloß gelesen, sondern auch studiert werden will. Dies um so mehr, als der Verfasser auf die sonst übliche Verbildlichung der astronomischen Tatsachen Verzicht leistet, und seine Darstellung, trotz der leichten Sprache, mit höchster sachlicher Strenge durchführt. Wer also

schon, etwa aus den Werken von Urania-Meher, die viel populärer, aber auch bedeutend oberflächlicher sind, die Liebe zur Astronomie und den Trieb, ihre Geleise näher zu erfassen, gewonnen hat, die nötige Mühe zum Studium größerer Werke aber nicht besitzt, — der greife getrost zum vorliegenden Büchlein. Eine gewisse Kenntnis von Mathematik vermesse er auch nicht mitzubringen, — sonst wird ihm mancher theoretische Satz unklar und unverständlich bleiben.

g. Th.

### Meteorologisches.

Der Winterhimmel im Gebirge und in der Ebene. In einem echten und langen Winter, wie er vielleicht nächstens nur noch zu der Erinnerung der alten Leute zählen wird, ist der Himmel überall schön. Am Tage strahlt er in einem zart gedämpften Hellblau, dessen Reiz häufig durch das Flimmern der in der kalten Luft schwebenden Eiskriställchen noch gesteigert wird. Nachts entwickelt sich der Sternenhimmel zu einer Pracht, die er wenigstens in unieren Breiten zu anderen Jahreszeiten nicht erreicht. Der Aufenthalt im Hochgebirge hat dagegen in solchen Wintern, zu denen scheinbar auch der heurige gehören wird, entscheidene Vorzüge nicht nur aus Schönheitsrücksichten, sondern namentlich wegen der stärkeren Wirkung und größeren Häufigkeit des Sonnenlichts. Dr. Hugo Bach hat in der Zeitschrift für Balneologie (Bädertunde) einmal eine Reihe von Beobachtungen zusammengestellt, um diese Verhältnisse durch Vergleiche zwischen Hochgebirge und Tiefebene zu veranschaulichen. Als Gebirgsort wählte er Davos, als Pläze in der Tiefebene die beiden Hauptstädte Berlin und Paris und weiterhin auch noch Hamburg und London. Um auch eine Mittelstellung zu berücksichtigen, wurden die Beobachtungen an einigen höher gelegenen Stationen im deutschen Mittelgebirge herangezogen, nämlich auf dem Inselberg und auf dem Königsstuhl bei Heidelberg. Als Merkmale für die Beschaffenheit des Winterhimmels, die auch für den Gesundheitszustand in der betreffenden Gegend von der größten Bedeutung ist, werden nicht nur der Grad der Bewölkung und umgekehrt die Dauer des Sonnenscheins, sondern auch die allgemeine Helligkeit des Himmels und die Stärke seiner Strahlung berücksichtigt. Der letzte Punkt ist besonders deshalb wichtig, weil er von der Menge des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes und überhaupt von der Reinheit der Luft abhängig ist.

Am einfachsten und eindringlichsten stellen sich die Angaben über die Bewölkung dar, die von den Meteorologen derart gemacht werden, daß man berechnet, wie viele Zehntel des ganzen Himmels im Durchschnitt bewölkt sind. Die durchschnittliche Bewölkung beträgt nach diesen Einheiten berechnet für die Zeit vom Oktober bis März für Davos nicht ganz fünf, für Paris beinahe sieben und für Berlin über sieben Zehntel. Die größten Gegensätze zeigen sich in den Monaten November bis Januar, wo der Himmel im Gebirge am klarsten und in der Tiefebene am stärksten bewölkt ist, während sich mit der Annäherung an das Frühjahr die Verhältnisse mehr ausgleichen. Für den Januar beträgt die Zahl der heiteren Tage in Davos 11, in Berlin 8, und völlig trübe Tage gibt es dort nur 8, hier dagegen über 17. Die Beobachtungen in anderen deutschen Städten haben gezeigt, daß die Verhältnisse von Berlin durchaus nicht einzig dastehen. Die höchste Ziffer von heiteren Tagen im Januar, die in der langen Zeit der Beobachtungsdauer in Berlin zu verzeichnen gewesen ist, beträgt nur 7, für Davos dagegen 23. Berlin könnte eigentlich sehr viel mehr Stunden mit Sonnenschein haben als Davos, nämlich 4456 gegen 3353 im Jahre. In Wirklichkeit scheint in Berlin nur während 1667 Stunden im Jahre die Sonne, in Davos während 1800 Stunden. Wenn noch genauer die mittleren Beträge für Monate und Tage des Winterhalbjahrs berechnet werden, so kommen auf diese Zeit in Davos 688, in Berlin nur 398 Sonnenscheinstunden und auf jeden Tag im Durchschnitt dort beinahe 4 und hier wenig über zwei Stunden Sonnenschein. In Hamburg sind die Verhältnisse freilich noch ungünstiger als in Berlin. Der Unterschied zwischen dem Hochgebirge und dem Mittelgebirge drückt sich namentlich darin aus, daß sich jenes über die Zone großer Nebelhäufigkeit erhebt, die ungefähr mit einer Höhe von 1000 Meter über dem Meerespiegel endet. Hier schneidet die Region der Wolkensbildung im Winter gewöhnlich nach oben hin ab. Davos hat nach achtzehnjähriger Beobachtung im Winterhalbjahr nur um etwas über 4 Nebeltage zu erwarten, Berlin 13, Frankfurt a. M. 22½, London 74, der Gipfel des Inselberges in Thüringen 133 und der Gipfel des Brodens sogar 150. Endlich ist auch die Wärmeentwicklung der Sonne im Hochgebirge stärker. Der durch die Reinheit der Luft bedingte Unterschied ist doch in gewissem Grade auch schon an der Himmelsfarbe zu erkennen, die im Hochgebirge dunkler ist, und zwar um so mehr, je höher man steigt. Die mehr weißliche Dämpfung der Himmelsfarbe in tieferen Gegenden rührt namentlich von dem hohen Gehalt der Luft an Feuchtigkeit her. Uebrigens ist auch die für die Lebenswelt gleichfalls wichtige chemische Wirkung des Winterhimmels im Hochgebirge zu berücksichtigen, die nach den grundlegenden Untersuchungen von Finson besonders auf die Abtötung von Bakterien und dergleichen hinwirkt.